



RAINER M.
SCHRÖDER



Die
MEDICI-CHRONIKEN

DAS ERBE
DES CLANS



Arena

6

Die gedämpften Stimmen der beiden Nonnen gingen unter in dem wütenden Trommeln des Regens. Mit der Kraft eines schweren Herbstgewitters stürzten die Himmelsfluten auf das Dach der Krankenstation des Klosters Santa Caterina.

Zwei Öllampen brannten in dem weiß gekalkten Raum mit den acht klobigen Bettkästen, von denen nur einer belegt war. Es fiel so wenig Licht vom Innenhof her durch die Fenster, dass es schien, als wäre die Nacht nicht mehr fern. Dabei hatte der Konvent im Chorgestühl der Klosterkirche gerade erst die Sext gebetet.

»Nun, was könnt Ihr mir zu den beiden mitteilen, Schwester Benedicta? Was habt Ihr inzwischen in Erfahrung bringen können?«

»Der Mann ist schwer verwundet, Mutter Oberin. Ich habe getan, was ich konnte. Gott allein weiß, ob er seine Verletzungen überleben wird.«

»Ja, der Wille des Herrn geschehe. Aber damit sagt Ihr mir nichts Neues. Ihr scheint vergessen zu haben, dass ich zugegen war, als Ihr den Mann zusammen mit Schwester Lisabetta hier ins Infirmarium getragen habt. Ich will wissen, was Ihr sonst noch über sie erfahren habt. Wo kommen sie her? Wer hat den Mann so entsetzlich zugerichtet?«

»Dazu kann ich Euch leider nichts sagen, Mutter Oberin. Der Mann ist nicht ein einziges Mal aus seiner Ohnmacht erwacht, auch nicht, als ich die Wunden genäht habe. Er liegt im Fieber. Ob er jemals zu sich kommen wird, und sei es auch nur für kurze Zeit, das ...«

»... liegt allein in Gottes Hand, ich weiß, ich weiß! Aber was ist mit dem Mädchen? Es ist unverletzt und konnte Euch doch wohl Rede und Antwort stehen. Also, was hat das Mädchen Euch berichtet? Herrgott noch mal, so lasst Euch doch nicht jedes Wort einzeln aus der Nase ziehen, Schwester Benedicta!«

Die beiden Nonnen im schwarzen Habit der Benediktinerinnen standen in der Tür zum Infirmarium. Ein Schleier aus feinem schwarzem Tuch fiel von ihren Hauben herab über die Stirn. Wie Spitzgiebel aus gestärktem Stoff nahmen sie sich aus, mit weit ausschwingenden Flügeln zu beiden Seiten. Eine Binde aus gestärktem weißen Linnen umschloss ihr Gesicht. Mit einem Kinnband wurde sie fest an ihrem Platz gehalten. Kein einziges Haar lugte unter dem harten weißen Stoff hervor.

»Nichts, Mutter Oberin.«

»Was meint Ihr damit?«

»Sie hat nichts gesagt«, wiederholte Schwester Benedicta, die den kräftigen und untersetzten Körper einer zupackenden Bäuerin und die unerschütterliche Gelassenheit

eines schlichten, aber zutiefst frommen Gemüts besaß. Dazu passten die weichen Züge und der warme Ausdruck ihrer Augen im Oval ihrer weißen Gesichtsbinde. »Nicht ein einziges Wort.«

Schwester Serafina, die Oberin des Klosters, eine schlanke, hochgewachsene Gestalt von strengem Aussehen, bedachte sie mit einem ebenso ungehaltenen wie ungeduldigen Blick.

»Bei den Leiden des Herrn, sie hat einfach keine Antwort gegeben«, beteuerte Schwester Benedicta. »Nur angestarrt hat sie uns. Wenn ich es nicht besser wüsste, könnte man meinen, dem armen Geschöpf hat das Entsetzliche, das es erlebt hat, die Sprache verschlagen. Sie hat sich von Schwester Lisabetta trockene Kleider geben lassen und auch den Teller Eintopf angenommen, den unsere Novizin ihr gerade gebracht hat, aber auch dabei ist sie so stumm geblieben wie zuvor.«

Mit gefurchter Stirn blickte die Oberin quer durch den Raum zu dem fremden Mädchen hinüber, das vor einer knappen Stunde im strömenden Regen durch das Tor der Klosteranlage getaumelt war. Es hatte ein Maultier an einem Strick hinter sich hergeführt, über dessen Rücken der schwer verletzte und ohnmächtige Mann gelegen hatte, wie ein unförmiger blutiger Sack, nur notdürftig mit Packriemen festgebunden.

Das Mädchen saß am Fenster neben dem Krankenlager des Mannes an einem einfachen Tisch und löffelte mit merkwürdig gleichförmigen, irgendwie starren Bewegungen den Eintopf aus dem tiefen Holzteller.

»Vielleicht kommt sie aus der Fremde und spricht nicht unsere Sprache.«

Schwester Benedicta schüttelte den Kopf. »Das tut sie sehr wohl, Mutter Oberin. Denn als wir sie von dem Mann trennen wollten, der wohl ihr Vater sein dürfte, hat sie sich an ihn geklammert und immer wieder gekreischt: *›Ihr dürft ihn mir nicht nehmen!‹* Erst als ich ihr versprochen habe, dass sie bei ihm bleiben darf, uns aber Raum zum Arbeiten lassen muss, hat sie mit dem Geschrei aufgehört und ihn losgelassen.« Die Krankenschwester hob bedauernd die kräftigen Hände. »Schwester Lisabetta und ich haben versucht, was wir konnten, leider vergebens, Mutter Oberin.«

»Aber dabei kann es ja natürlich nicht bleiben«, entgegnete die Klostervorsteherin energisch. »Wir müssen wissen, wer sie sind und was geschehen ist! Und ich bin sicher, dass ich das auch erfahren werde!«

Sie entstammte einer vornehmen Familie und war es gewohnt, dass ihren Anweisungen widerspruchslos und unverzüglich Folge geleistet wurde.

Die Oberin trat, gefolgt von der Krankenschwester, zu dem Mädchen ans Fenster und fragte es nach seinem Namen.

Das Mädchen legte höflich den Löffel aus der Hand, sah zu ihr auf und antwortete mit ausdrucksloser Stimme: »Francesca.«

»So, du heißt also Francesca! Siehst du, das war doch gar nicht so schwer!« Die Oberin warf Schwester Benedicta einen vielsagenden Blick zu. »Hast du denn noch mehr als nur diesen einen Namen, den du mir nennen kannst, Francesca?«, fragte sie weiter und legte so

viel Freundlichkeit in ihre Stimme, wie sie bei der wenigen Übung, die sie darin besaß, vermochte. »Wie alt bist du, Francesca? Dreizehn? Oder bist du schon eine junge Frau von vierzehn? Ja, vierzehn, nicht wahr? Mir will scheinen, dass ich damit gar nicht so falsch liege, nicht wahr? Nun sag, ob ich dein richtiges Alter geraten habe.«

»Mein Name ist Francesca ... Francesca van de Velde«, antwortete das Mädchen mit tonloser Stimme. Dann deutete es auf den Mann im Bettkasten. »Und das ist mein Vater ... Cornelius van de Velde.«

»So, du und dein Vater, ihr seid also aus Flandern, richtig?«

»Mein Name ist Francesca van de Velde und das ist mein Vater Cornelius van de Velde.«

Die Oberin aus vornehmem Haus setzte ein Lächeln auf, das sie für einnehmend hielt, und beugte sich zu der Fremden hinunter. »Das weiß ich inzwischen, Francesca van de Velde. Und ich weiß auch, dass du ein sehr tapferes Mädchen bist. Aber nun sollst du auch meinen Name erfahren. Ich bin Schwester Serafina, die Mutter Oberin hier im Kloster Santa Caterina, und das hier an meiner Seite ist Schwester Benedicta, unsere Schwester Infirmaria.«

Die Schwester bedachte das Mädchen mit einem warmherzigen Lächeln und zwinkerte ihm zu.

Das Mädchen reagierte nicht.

»Und unsere Novizin Schwester Lisabetta, die unserer tüchtigen Infirmaria zur Hand geht, hast du ja auch schon kennengelernt, nicht wahr?«, fuhr die Mutter Oberin indessen fort. »So und nun bist du wieder an der Reihe. Wir möchten mehr erfahren über dich und deinen Vater. Also, warum fängst du nicht damit an, woher ihr kommt und wohin ihr unterwegs wart?«, schlug sie vor. »Verrätst du es mir, Francesca?«

Das Mädchen blieb stumm.

»Nun gut, lassen wir das. Du bist nach all dem Schrecklichen, das dir und deinem Vater offensichtlich widerfahren ist, wohl noch sehr verstört. Wir wollen daher jetzt nicht weiter in dich dringen«, sagte die Oberin mit nur mühsam unterdrücktem Ärger. »Aber Rede und Antwort wirst du uns schon noch stehen müssen! Immerhin gewähren wir dir, um der Liebe Christi willen und weil unsere Regel es so vorschreibt, einen Platz zum Schlafen und etwas Kräftigendes zum Essen, und wir tun alles, was in unserer Macht steht, damit dein Vater trotz seiner schweren Verletzungen überlebt.« Sie machte eine kurze Pause und wartete, ob das Mädchen vielleicht doch noch anderen Sinnes wurde.

Aber Francesca schwieg beharrlich.

»Nun denn, iss jetzt auf!« Die Stimme der Oberin war schroff und in ihren Augen blitzte Zorn. »Und dann bete mit aller Kraft zu unserem Heiland, dass er deinen Vater noch nicht zu sich ruft. Möge der Allmächtige ihm zumindest noch so viel Zeit auf Erden lassen, damit er die Beichte ablegen und die Sterbesakramente erhalten und mit den trostreichen Segnungen der heiligen Mutter Kirche vor unseren Schöpfer und Richter treten kann!«

»Das gebe der barmherzige Gott!«, murmelte Schwester Benedicta und bekreuzigte sich.

Die Mutter Oberin wandte sich kurz dem Schwerkranken zu und malte das Segenszeichen des Kreuzes in die Luft. Dann verließ sie das Infirmarium, dicht gefolgt von der Infirmaria.

7

Der Tod kämpfte einen langen und erbitterten Kampf um Cornelius van de Velde. Wie eine lodernde Fackel, die zwischen Ballen von trockenem Stroh fällt, so schien das glühende Fieber seine letzten Lebenskräfte noch in derselben Nacht restlos verzehren zu wollen.

Doch als der neue Tag heraufdämmerte, lebte der Mann noch. Mit erbitterter Zähigkeit widersetzte sich sein unbeugsamer Lebenswille dem feurigen Wüten in seinem Körper. So vergingen Stunde um Stunde, Tag um Tag und eine endlose Nacht nach der anderen.

So dünn der Faden manchmal auch war, an dem sein Leben hing, er riss nicht. Cornelius van de Velde ließ sich nicht niederringen vom Tod, der sich seiner schon so sicher gewesen war. Schwester Benedicta wich nicht von seiner Seite. Immer wieder trug sie frische Salbe auf die Wunden auf, erneuerte die Verbände, träufelte ihm Wasser auf die Lippen, kühlte seine fiebrige Stirn und legte Wadenwinkel an, deren Tücher mit den Extrakten von Heilkräutern getränkt waren. Zwischendurch betete sie den Rosenkranz. Nur wenn die Müdigkeit übermächtig wurde, überließ sie den Kranken für einige wenige Stunden der Obhut von Schwester Lisabetta.

Vier Tage und fünf Nächte währte der Kampf, ohne dass der Tod das Lebensfeuer in Cornelius van de Velde zum Erlöschen zu bringen vermochte. Und in dieser Zeit setzte das Mädchen nicht ein einziges Mal ihren Fuß aus dem Infirmarium.

Nichts und niemand konnte Francesca vom Krankenbett wegbringen. Sie wachte am Bett, wenn Schwester Benedicta wachte, und sie schlief auf der Stelle ein, wenn die Novizin die Pflege für einige Stunden übernahm. Nie wandte sie den Kopf ab, wenn die Nonnen die grässlichen Wunden freilegten. Eine geradezu maskenhafte Starre schien ihre Züge befallen zu haben.

Nur in Francescas Augen glaubte Schwester Benedicta gelegentlich ein Flackern erkennen zu können. Welche Bedeutung diese kaum merkliche Regung haben mochte, blieb ihr jedoch verborgen. Denn Francesca sprach weiterhin kein Wort, stellte auch keine Fragen und verweigerte jede Antwort. Sie bewegte ihre Lippen nur im Gebet, wenn sie zum Rosenkranz griff.

Am Morgen des fünften Tages fühlte Schwester Benedicta wie gewohnt die Stirn des Todkranken. Und schon im nächsten Augenblick rief sie der Novizin Lisabetta, die gerade die Waschschüssel mit frischem Wasser füllte, mit freudiger, fast ungläubiger Überraschung zu: »Heilige Muttergottes, er hat kaum noch Fieber! Es ist nicht zu glauben, aber er ist auf dem Weg der Besserung!«